Von den Kriegsfronten.

Zur allgemeinen Entwicklung im Osten. Die zweite große Operation der Zentralmächte. Mackensens Angriff nördlich Focsani. Aufreißen der Moldauflanke. Vom Sereth auf den Pruth. Die Operationen im Westen. Die Lage im Ypernbogen. Englischer Angriff auf Nieuport und an der Scarpe. Fortsetzung der Schlacht im Ypernbogen unter ungünstigen Verhältnissen. Die Franzosen noch in der Defensive. Von der Entwicklung der englisch-französischen Offensiven.

Die nachstehende klare und sehr interessante Schilderung der allgemeinen Kriegslage an den verschiedenen Fronten um die Mitte August entnehmen wir einem Schweizer Blatt. Seitdem hat nur die Lage in Rußland schwerwiegende Entwicklungen gezeitigt. Die Deutschen haben Riga erobert und sind nördlich vorgedrungen. Von den übrigen Kriegsschauplätzen aber sind keine einschneidenden Aenderungen berichtet worden. D. Red.

Die Entwicklung des Krieges ist auf den europäischen Schlachtfeldern nahezu erstarrt, nicht weil es an ungeheuren Anstrengungen und großen raumgreifenden Kampfhandlungen fehlte, sondern weil die Auseinandersetzung mit den Waffen den aufgeworfenen politischen Problemen nicht mehr gerecht werden kann. Wir sind überzeugt, daß dieses Gefühl heute schon in den Heeresleitungen wirksam ist, obwohl man annehmen sollte, daß es von diesen zuletzt, von den führenden Staatsmännern aber, die sich der Wehrmacht als Mittel zu politischen Zwecken bedienen, zuerst empfunden worden wäre.

Wenn die deutsch-österreichische Gegenoffensive am Zbrucz und am Pruth innehalten sollte, so wären für diese Zurückhaltung in der operativen Ausgestaltung des großen Durchbruches der russischen Südwestfront zweifellos außer der strategischen auch andere Gründe maßgebend, Gründe, die auf politischen Erwägungen ruhen und der Fortführung des Feldzuges über Kamenez und Proskurow hinaus widersprechen, so lange die politische Entwicklung im Innern Rußlands diese Zurückhaltung ratsam erscheinen ließe. Die Operationen in der Bukowina und in der Moldau unterliegen solchen Erwägungen nicht. Hier handelt es sich vielmehr um die Auswirkung und Ausnützung der Gegenoffensive, deren strategische Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Wenn die deutsche Heeresleitung den Vormarsch am Zbrucz zum Stehen bringt und nördlich des Pruth nur die Bedrohung der Linie Chotin-Nowoselica aufrecht erhält, so wird sie dadurch um so eher instand gesetzt, die Operationen auf den Flügeln zu speisen und diesen frische Kräfte zuzuführen. In diesem Sinne würde also die augenblickliche Versteifung der Kämpfe östlich Czernowitz am unteren Sereth operativ wirken.

In der Tat hat Mackensen, wie am 7. August schon deutlich vorauszusehen war, jetzt seinerseits die Offensive ergriffen und durch einen Stoß seiner linken Flügelgruppe nördlich vor Focsani die russo-rumänische Serethfront am entscheidenden Punkte erschüttert. Der Vorstoß zielt in die linke Flanke der russo-rumänischen Offensivgruppe, die sich in zwecklosen Kämpfen um die Ostrampe des Berecke-gebirges im oberen Susitatal und am Monte Casinului verbissen hat und nun Mühe haben wird, sich rechtzeitig vom Feinde zu lösen und auf den Sereth zurückzugehen. Es ist zugleich die Fortsetzung des großen rumänischen Feldzuges, der im Putna-Abschnitt stillgelegt wurde und nun die Moldau zwischen Pancin und Tecuciu durch einen Flankenstoß aufreißt. Tritt die Armee Kohr dem Angriff mit starken Kräften bei, indem sie den Stoß bei Heerstrau ansetzt, so geraten die Russo-Rumänen in verzweifelte Lage.

Die deutschen Meldungen sind sehr lakonisch und lassen nicht erkennen, wie sich die Operation gestaltet; das deutet auf ihre Wichtigkeit und zugleich auf verzweifelte Gegenmaßnahmen hin, die zu harten Kämpfen führen müßten. Hat sich die russisch-rumänische Heeresleitung verführen lassen, westlich Fauret-Adjudul Nou Kräfte festzulegen, die jetzt ihre Rückzugslinien bedroht sehen, so werden sich die Kämpfe am Monte Casinului an ihr rächen. Der Sereth tritt bei Marasesti aus dem Gebirge. Ein Ausläufer des Gebirgszuges begleitet sein Ostufer ziemlich weit und bildet eine Schranke, die den Fluß zu einem ausgezeichneten, gegen Westen gerichteten Verteidigungsabschnitt macht. Diese Uferschwelle verliert sich erst östlich Marasesti in der Gegend von Jonasesti. Die Rumänen haben südlich Jonasesti einen starken, ostwärts gewendeten Brückenkopf angelegt, der nach der Eisenbahnstation Cosmesti genannt wird. Er war, wie alle rumänischen Moldaubefestigungen, ursprünglich gegen Rußland gewendet, ist aber jetzt bestimmt, den Serethübergang gegen Westen zu decken und Tecuciu zu verteidigen. Bei Tecuciu mündet die Bahn Pancin-Marasesti-Cosmesti-Tecuciu, die eine Nebenbahn ins Susitatal sendet, in die große Bahnlinie, welche über Birlad in südlicher Richtung nach Galatz führt und jetzt als Hauptschlagader und Rochadelinie der russo-rumänischen Front gelten kann.

Aus diesen Andeutungen kann man auf die Wichtigkeit des Vorstoßes schließen, den Mackensen nördlich Focsani unternommen hat. Da die deutsch-österreichische Gegenoffensive in der Bukowina unaufhaltsam vorwärts drängt und nach Süden ausgreifend im Zusammenhang mit Mackensens Vorstoß konzentrische Gestalt annimmt, so muß die russo-rumänische Serethlinie als doppelseitig bedroht angesehen werden. Es ist zweifelhaft, ob es der russischen Heeresleitung noch gelingt, nach dem Verlust von Czernowitz noch rechtzeitig Verstärkungen in die Moldau zu leiten und die Serethlinie zu behaupten.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist der Begriff der Operation insofern verloren gegangen, als es den Angreifern, Engländern und Franzosen, noch nie geglückt ist, ihre Durchbruchsversuche zur Umfassung zu steigern und die Deutschen als Verteidiger noch nie zu Gegenoffensiven mit operativen Zielen geschritten sind. Die Schlacht in Flandern liegt heute noch im Intervall gefangen, kann aber morgen wieder zur Höhe steigen. Die Militärkritik der Entente macht heute kaum noch ein Hehl daraus, daß dieses letzte und größte Offensivunternehmen den geringsten Anfangserfolg zeitigte, der bisher unter solchen Bedingungen gepflückt worden ist. Der französische Angriffsflügel ist nur unwesentlich über Birschoote hinausgekommen, die Engländer liegen bei St. Julien, an den Westzugängen von Langemark und Zonnebecke und in Hollebeeke fest und haben auch ihren rechten Flügel an der Lys trotz fortgesetzter Teilangriffe noch nicht aufrichten können.

Alle Berichte lassen erkennen, daß die Witterung das zerhackte Gelände völlig ungangbar gemacht hat, und daß dieses Trichterfeld die Entwicklung jedes weitern Angriffs stark beeinträchtigen wird. Die Voraussage, daß die Engländer unter diesen Umständen darauf denken müßten, die Angriffsfront zu verbreitern und bei Nieuport am äußersten Nordflügel und bei La Bassée im Süden bis zur Scarpe anzugreifen, um die steckengebliebene Aktion vor Ypern nicht verelenden zu lassen, hat sich bestätigt. Zwischen Nieuport und St. Georges ist das englische Artilleriefeuer in der Nacht auf den 8. August zu großer Gewalt gesteigert worden und am 8. August in Trommelfeuer übergangen. Es bereitete einen Angriff auf die Linie Lombartzyde-Rattevalle-Slype vor, der zwischen Nieuport und dem Meere in nordöstlicher und östlich Nieuport in nordnordöstlicher Richtung angesetzt wurde und am Nachmittag des 8. August zur Entfesselung kam. Die Engländer drangen an einzelnen Stellen in die deutschen Linien, vermochten aber keinen Erfolg davonzutragen. Ihre Absicht war offenbar, den Kopf der deutschen Seeflanke abzuquetschen und über Rattevalle auf Westende durchzubrechen; er ist gescheitert. Der englische Angriff stellt einen Versuch dar, die deutsche Seeflanke spitz zu packen und von Rattevalle aus aufzurollen, nachdem das viel weiter gespannte großzügige Unternehmen, von Ypern aus auf Thourout durchzubrechen und dadurch die Seeflanke bis Ostende im Rücken zu fassen, im ersten Anlauf so hart an der Ausgangsstellung gescheitert ist. Die entscheidend gedachte flandrische Offensive soll also vorläufig durch Aushilfen gefristet und der Verteidiger abgelenkt werden. Als zweite Aushilfe sind stärkere Angriffe zwischen dem Kanal von La Bassée und der Scarpe zu erwarten, die durch starkes Artilleriefeuer und Teilvorstöße eingeleitet worden sind und der Straße Arras-Cambrai folgen dürften.

Die englische Heeresleitung muß rasch und geschäftig handeln, um aus der ungünstigen Lage herauszukommen, in die sie durch das Scheitern des Angriffs bei Ypern geraten ist, denn sie kann unmöglich die im Ypernbogen in Angriffsstellung gehäuften Armeen auf gut Glück stehen lassen und versorgen, ohne den Mechanismus ihres ganzen Heeres in Gefahr zu bringen. Sie wird daher trotz der Witterung und des verschlammten Geländes und trotz der kraftvollen, im mächtigen Gegenstoß wirksamen Abwehr des Feindes so rasch als möglich wieder angreifen oder unter ungeheurem Aufwand die ganze Front neu organisieren müssen. Die Entwicklung der nächsten Wochen wird zeigen, wie Haig das Problem löst, vor das ihn die erste Dekade des August gestellt hat. Setzt er den Angriff fort, was leichter ist als rascher Abbau der Angriffsfront, die bis zur Grundstellung bei Calais zur Abwicklung der Dauerschlacht organisiert worden ist, so ist das noch kein Zeichen strategischer Handlungsfreiheit.

An der französischen Front haben die Kämpfe um den Chemin des Dames ihren Fortgang genommen, ohne daß sich Neues dazu sagen ließe. Mehr und mehr tritt das Beharren der Franzosen in der Defensive hervor. Man kann den Gedanken nicht mehr abweisen, daß die Aprilоffensive ihre Bestände schwerer angegriffen hat, als ihrer Offensivkraft zuträglich war. Hält die Operationsstille an der französischen Front an — Teilkämpfe sind stets zu gewärtigen —, so wird das Schwergewicht im Westen vollends zu den Engländern verschoben, die aus militärischen und politischen Gründen die Offensive nicht stecken lassen dürfen, so lange sie noch an die Möglichkeit einer Durchbrechung der deutschen Linien glauben.

Vom Standpunkte der Entente aus betrachtet, ist es eine tragische Verkettung der Umstände, daß die Engländer im Jahre 1915 nicht stark genug waren, sich mit überlegenem Geschütz- und Menschenmaterial an den großen französischen Durchbruchsversuchen zu beteiligen, als diese noch gegen einen dünnen Kordon unternommen wurden. Heute entbehren die englischen Armeen hinwiederum des vollen Einsatzes französischer Kräfte, da diese die Verluste nicht mehr unbesehen ertragen können. Dabei müssen englische und französische Offensiven heute gegen ein System von Befestigungen und eine Taktik angehen, die sich den Verhältnissen des Stellungskrieges und dem operativen Verfahren des Gegners auf das vollendetste angepaßt haben. An die Stelle des Kordons ist die „région fortifiée", an Stelle der starren Verteidigung der starke, tiefgestaffelte Gegenstoß getreten, für den anfangs Raum freigegeben wird. Die Fortsetzung der Schlacht in Flandern wird am Houthulster-Wald, bei Paaschendaele, Gheluvelt und an der Lys hiezu neue Beispiele liefern.

Kleine Tragödien des Weltkriegs.

Eine Erinnerung von **Karl Rosner.**

An der Westfront.

Ein Zeitungsausschnitt liegt seit Tagen unter dem rostigen Granatstück auf meinem Tisch und mahnt mich immer wieder: Auch dieses wolltest du erzählen.

„Die englischen amtlichen Stellen teilen im Anschluß an den Raumgewinn zu beiden Seiten des Ancrebaches mit, daß die Zahl der seit Beginn der gemeinsamen französisch-englischen Offensive, also seit 1. Juli 1916, befreiten französischen Ortschaften nunmehr auf einundsechzig angewachsen ist." Dann folgt eine Aufzählung dieser Dörfer und Häusergruppen, die einst in den Händen der Deutschen waren, und deren Boden später im Lande der nun durch acht Monate hinrasenden Schlacht von den Franzosen oder Engländern besetzt wurde. Und da steht in der Reihe all der anderen auch wiederum der Name des kleinen Ortes, der mir, gleich als ich diese Liste zum erstenmale überflog, die Bilder aus vergangenen Stunden und von vielleicht nun auch vergangenen Menschen wieder vor Augen stellte: Flers.

Ein Schutthaufen, in dessen zerrissenen Schrunden kein Leben mehr sich halten konnte, war es, als ich es im vergangenen Herbst zum letztenmale sah, und Schutthaufen sind all diese einundsechzig armen Ortschaften unter den befreienden Granaten der Franzosen und später der Engländer geworden.

Und doch ist Flers in jener fernen Zeit, in der noch Frieden war, ein geruhsam hinlebendes Dorf von rund vierhundert — nein, ich will genauer sein — von vierhundertundsiebenunddreißig Einwohnern gewesen und lag im schönsten Teil der Picardie, südlich der von uralten Baumriesen umstandenen schnurgeraden Straße, die von Albert nach Bapaume leitet, etwa anderthalb Wegstunden südlich der Stadt. Und lag dann, als der Krieg ins Land gekommen und der deutsche Wall durch Belgien und Frankreich aufgerichtet war, nahezu drei Wegstunden hinter dieser Linie, die wie ein Schutz und Schirm vor Flers und seinen Häusern stand.

Damals, im späten Frühjahre von 1916, bin ich auf einer Fahrt zu einem Truppenkörper, der in der Linie von Fricourt und vor Mametz stand, zum erstenmale nach Flers gekommen, habe zwei Tage vorn in den Gräben zugebracht und zwei Nächte in dem Dorf geschlafen.

Denn ein richtiges Dorf von ganz erträglichem Aussehen, ein Dorf mit einer alten, festen Kirche, deren kantiger Steinturm kraftvoll über das Gebreite der niedrigen Bauernhäuser und Höfe ragte, ist Flers auch damals noch gewesen. Freilich, von den vierhundertundsiebenunddreißig Einwohnern, die es in Friedenszeiten hatte, war nur ein Teil noch hier geblieben. Die jungen Leute und die Mehrzahl der waffenfähigen Männer waren längst, schon ehe noch die Deutschen in die Gegend vorgedrungen waren, von den Franzosen eingezogen worden, und was seitdem aus ihnen wurde, ob sie noch leben, ob sie längst gefangen waren, wußte keiner. Und andere, denen die Märchen von den Greueltaten deutscher Soldaten nicht aus den Köpfen wollten, die waren tiefer ins Land hinein geflohen, hatten in ihrer dunklen Angst nur alles Wichtigste von ihrer Habe fortgerettet, und Haus und Hof und Felder hinter sich gelassen. Aber mehr als hundert Einwohner, reife Männer, Frauen und Kinder waren noch in Flers zurückgeblieben, und zwischen ihnen, die man in allem ihren Tun soviel wie irgend möglich gewähren ließ, und den deutschen Soldaten, die nun in jedem leergewordenen Hause lagen, und die die neuen Herren hier geworden waren, hatte sich bald ein gutes Sichverstehen herausgebildet. Der Krieg wies diese Menschen aufeinander an, und Menschlichkeiten brachten sie einander näher.

Aus der Fensterluke des Kirchturmes wehte die weiße Fahne mit dem roten Kreuz — in der Sakristei von einst hatten die Lazarettpfleger sich eingerichtet und in dem Längsschiffe standen die beiden Reihen von schmalen Betten. Da lagen die Verwundeten: Deutsche, Franzosen, Engländer — wie man sie von vorne brachte — denn damals lagen den Deutschen zum Teil auch noch Franzosen in dieser Stellung gegenüber. Im Gemeindehause hatte der Ortskommandant sich niedergelassen, in einem größeren Gehöft war der Brigadestab untergebracht und unter jedem verfügbaren Dache lag Einquartierung. Ablösungen, die hier nach schwerem Grabendienste ihre Ruhetage verbrachten, Ersatzreserven, Pioniere, Funker. — Dazu was täglich kam und ging: Kolonnen, die mit Munition und Material nach vorne zogen, Feldbäckereien und Verpflegungszüge. Sie alle stellten ihre Pferde in den großen leer gewordenen Ställen der Bauern ein — neben den Gaul oder neben die beiden Kühe, die denen noch geblieben waren, nahmen von dem Heu, dem Stroh, was sie gebrauchten, und gaben von ihrem Brote, von ihrem Kaffee an die Frauen und Kinder. Und wenn es kalt war, saßen sie in ihren freien Stunden mit in den niedrigen Stuben vor dem schwarzgeräucherten offenen Kamin und starrten neben dem Mann und der Frau, die ihre Hände niemals ruhen ließ, in das Feuer, das an den großen Eichenklötzen leckte. Wie leicht man sich verstand, wenn man so müde und beladen beieinander saß und an Vergangenheiten dachte, an Zukunftswünsche kaum zu rühren wagte. — —

Für mich war damals in einem nahe dem Brigadestabe gelegenen Bauernhaus Quartier gemacht — die gute Stube des Monsieur Matthieu, die immer herangezogen wurde, wenn die Brigade einen Gast bekam. Um zu ihr zu gelangen, mußte man durch das Wohnzimmer des Bauern gehen, das zugleich auch die Küche war.

Im Dunkelwerden war ich angekommen, wollte mich nur ganz rasch ein wenig säubern und dann zum Generalstabsoffizier der Division. So sah ich meine Wirtsleute an diesem Abend nur für Augenblicke — sah, wie sich vor dem riesigen Kamin ein bayerischer Trainsoldat, der Holzpantoffel an den Füßen hatte, erhob — wie er stramm stand und sich wiederum setzte, erkannte die große, sehnige Gestalt eines brünetten Mannes von etwa vierzig Jahren, dessen dunkle Augen ernst und gemessen über mich hinzogen, und das blasse, mütterliche Gesicht einer früh verblühten Frau unter feucht anliegenden rötlichfahlen Haaren. Die Gestalt war schwer und müde, die Frau schien ein Kind zu erwarten. Und während ich dann ein paar kurze Worte mit dem Manne wechselte, war ein Dunst von nassen, trocknenden Kleidern, von schweren, dünstenden Stiefeln um mich her.

In der Stube machte ich mich eilig fertig. Ein leidlich großes einfensteriges Zimmer war es, darin ein hohes Bett, ein Tisch, zwei Stühle und ein großer Schrank. An den Wänden in vergoldeten Rähmchen ein paar Bilder — aber das verschwamm schon im Dunkel. Durch die unschließbare, handbreit klaffende Türe drang das sachte wieder auflebende Gespräch der Leute draußen zu mir herein. Müde erschien es mir, so, als ob diese Menschen, die es führten, die laut gewordenen und immer wieder um den gleichen Inhalt kreisenden Gedanken in diese rot zehrenden Flammen vor sich sprächen.

„Oh — quel malheur — la guerre!" Das war die blasse Frau.

„Malör? Ja freili — ja — das werd wohl a Malör sein." — — Die Holzschuhe scharrten ein wenig auf dem Blechbeschlag des Bodens.

„Mon frère aussi soldat — à Verdun." —

„Verdun? Da sein mir auch g'wesen." — Und mit einem Ansatz ins Französische: „Schö ossi Verdäng! Nix gut! Grand battai!"

Nebenan irgendwo quarrte es, und die Frau rührte sich.

Der Bayer fragte: „Ä a descha än anfäng?"

„Moi? Moi j'ai trois enfants!"

„Droa — oh, la la! Schö ossi broa! Dohoam — in Starnberg — schee Müni! — G'rad in d Schul geht der erste jetzt." — —

Sie schwiegen. Von draußen kam das rüttelnde Poltern der schweren Einschläge über die Weite her.

Die Stimme der Frau war voll Erbarmen: „Quelle canonnade — oh, les pauvres dans les tranchées!"

Der Mann war still geblieben.

Ich war fertig und ging; als ich nachts wiederkam, lag das Haus in tiefem Dunkel. — —

Aber dann, am neuen Morgen sah ich mich in der Stube um. Der offene Schrank war vollgefüllt mit Kinderkleidern, Wäsche, Stoffresten, Kleinkram aller Art. Die Bilder in den Rähmchen: Heilige und Erinnerungsblätter. „Le Sacré Coeur" — eine Photographie des Hochzeitsfestes, das ihn im Frack und sie im feierlichen weißen Kleide zeigte — ein damals hübsches Paar. Vor dem Hause war das Bild aufgenommen, daß man das neu zurechtgemachte alte Haus recht sehen konnte, und viele seltsam geschmückte Menschen aus den kleinen Dörfern der Picardie, in Moden, die längst weit hinter uns geblieben sind, standen um die Beiden her: Alte, Junge und Kinder — und vorne zu Füßen des Paares lag ein Hund. Und dann, in zwei anderen Rähmchen ihr Firmungsschein und das Zeugnis, ihr Volksschulzeugnis.

Als sie mir bald darauf das Frühstück brachte, habe ich eine Weile mit ihr gesprochen und in ihr einen stillen und von überschweren Sorgen bedrückten Menschen gefunden, der mit viel schlichtem Verstand das Leben zu verstehen suchte. Das Leben — das so hart geworden war! Denn alles dieses hier — und ihre Hände gingen dabei müde von dem schweren Körper und hatten etwas Tastendes, und sanken nieder — das war doch nur noch ein bescheidener Rest. Gerade daß man sagen konnte: hier, in unserem Haus in Flers, haben wir in gutem Wohlstande gelebt — hier in der Stube sind die Kinder geboren — und draußen im Garten haben sie gespielt. — Aber wie sieht das Haus nun aus — und die Stube — und der Garten: — Freilich, Monsieur Matthieu täte ja alles, um das instand zu halten — bis es wieder besser werde — bis eben. — — Sie wurde still. Ein dünnes Rot goß sich in das blasse, von Sommersprossen übersäte Gesicht.

Ich fragte: „Bis wann?" —

Und sie meinte vorsichtig, mit einem Tone, der sich wie mütterlicher Schutz vor einen kühnen Träumer stellte: „Er glaubt doch fest daran, daß alles da nun bald vorübergehen muß — daß sie kommen und uns befreien werden. — Mein Herr, nicht wahr, Sie können das verstehen, und das geht nicht gegen die deutschen Soldaten, mit denen wir zu leben wissen — aber wir gehören doch zu den Unsrigen. — Und die haben doch nur knapp drei Stunden Wegs zu uns. In Albert sind sie — oh, wie oft bin ich früher mit Monsieur Matthieu in Albert gewesen!" —

Im Garten, in dem er eben ein Beet umgegraben hatte, habe ich dann in der Mittagsstunde auch ihn getroffen. Ein fremder Flieger war am Himmel, westlich des Dorfes, etwa über Pozières, trieb er sich herum, und die weißen Schrapnellwölkchen aus unseren Abwehrgeschützen sprangen um ihn her in das Blau. Ich beobachtete ihn durch das Glas: ein Franzose — ganz deutlich konnte man die Augenringe mit den Flügeln sehen. Da stand der Mann mit einem Male neben mir, hielt seine Hand beschattend über den Augen und sah so gleichfalls dem spannenden Vorgange zu. Dazwischen warf er ein paar verlangende Blicke auf mein Glas. — Ob er durchsehen wolle? — Beinahe gierig war die Bewegung, mit der er nach dem Glase griff. Der Flieger oben drehte ab — ein paarmal noch knallte es hinter ihm drein — er entkam. Die dunklen Augen des Mannes neben mir hatten einen stolzen Glanz, als er mir das Glas dankend wiederreichte.

Wir kamen ins Gespräch. Bei dem Garten hier und bei seiner Arbeit begann es und war doch wieder bald genug bei den Ereignissen des Krieges.

Er fragte: „Mein Herr — das alles, wann wird es zu Ende sein?"

„Wer will das sagen? An dem Tage, an dem die drüben unseren Sieg anerkennen." —

„Das wird nie sein! Mein Herr — man kann doch darüber sprechen: damals, im Herbst vor einem Jahr, war niemand bei uns vorbereitet — also, die Deutschen hatten es leicht! Jetzt ist Frankreich auf dem Wege — Frankreich und England — sie werden das Land befreien. — Der Flieger vorhin — er hat nach uns gesehen. — Er wird wiederkommen — und die anderen auch. Zu Tausenden werden sie kommen — oh, daran glaube ich!"

Ich schwieg, sah auf den großen, sehnigen Mann, dessen hageres, scharf geschnittenes Gesicht in ausdrucksvollem Eifer lebte.

Da fuhr er fort: „Sehen Sie: über eineinhalb Jahre stehe ich und warte auf den Tag. Man kann darüber sprechen: Sie sind ein Deutscher — ich bin ein Franzose. Auch Sie würden so warten, wenn es anders wäre — wenn wir drüben ständen. Gut. Also damals, wie alles fortgeflohen ist, wie sie mir gesagt haben: Matthieu, du mußt bleiben — du bist ein Narr! Denk' an die Frau — an die Kinder! — Da habe ich gesagt: ich bleibe. Da habe ich gesagt: in diesem Hause bin ich geboren — und mein Vater — und mein Großvater — und mein Urgroßvater. — Mein Herr, haben Sie den Stein gesehen, vorne über der Tür? Da steht die Jahreszahl: 1820. Damals ist es gebaut, und jeder hat es dann neu zurechtgemacht. Und seit damals haben wir den Garten und die Wiesen und die Aecker hier um Flers. — Also die Deutschen sind gekommen und haben dort vorne ihre Tranchéen gebaut. Dieses Schießen damals! Man gewöhnt es — man gewöhnt so viel — aber furchtbar ist es gewesen! Die Frau hat gezittert und geweint, und die Aelteste — Sie haben sie gesehen? — ist krank geworden, hat Krämpfe bekommen vor Angst. Wochenlang ist das Kind schwer krank gewesen — hat immer wieder laut geschrien, wenn sie geschossen haben, und gar nicht ruhig werden können. Ein deutscher Stabsarzt ist gekommen — gut — ja, er hat getan, was man nur tun kann: also es ist wieder besser geworden. Ich bin geblieben, mein Herr. Ich hätte vielleicht nach Bapaume gehen können oder gar nach Cambrai — aber dann hätten die Deutschen das Haus völlig mit Soldaten belegt, und ich hätte es preisgeben müssen. Man hat nur ein Vaterhaus. Ich bin geblieben. Im Frühjahre — jetzt vor einem Jahre — haben sie meine Wiesen genommen und die Pferde darauf geweidet — es ist Krieg, und sie müssen sich helfen, wie es geht — was will man da sagen. Sie haben meine Aecker genommen und bestellt — ich hätte es ohne Bespannung nicht mehr leisten können — sie brauchen Brot — also gut. Ich bin draußen gewesen auf den Aeckern; sie sind in ordentlichem Stand. Ich werde sie, wenn der Tag kommt, wieder haben — —. Und ich werde bleiben bis zu dem Tag, an dem sie uns befreien —"

Ich sagte: „Was Sie da erzählen, kann ich verstehen. Aber Sie kennen den Krieg nicht: Sie hören sein Schießen, Sie sehen auch unsere Leute, die hier in Ruhe liegen, oder sehen Verwundete und Gefangene, die durchgeführt werden. Und wenn's viel ist, so sehen Sie das Loch, das irgendeine französische oder englische Fliegerbombe in ein Feld geschlagen hat. Nehmen Sie an, wir gingen wirklich zurück — nehmen Sie an, Flers und Ihr Haus kämen so in das Kampfgebiet — da würden Ihre Landsleute es doch zerschießen und vernichten —?"

„Flers?! Die französische Ortschaft? O, mein Herr — niemals!"

„So, wie denken Sie sich denn den Vorgang?"

„Ich weiß es nicht! — aber sie werden Mittel finden —! Es werden so viele sein, und es wird so schnell gehen — wie nach der Schlacht an der Marne —. Aber schießen? Auf uns und unsere Häuser? Es ist ein schlimmer Scherz, daß Sie das sagen!"

Ich lenke ein: „Es wäre auch möglich, daß es Engländer wären."

„Engländer? Nun, man mag da sagen, was man will — sie sind unsere Freunde, und sie werden uns als Freunde und Verbündete behandeln — es wird am Ende nicht anders sein, als ob die Unserigen gekommen wären. Und dann, mein Herr — denken Sie selbst, wäre das alles denn nicht Narrheit, wenn ein solches Ende käme? Wenn sie auf unsere Orte schießen wollten — auf Flers und Ligny und Bapaume? Narrheit, daß wir das hier ertragen, und Narrheit, daß sie darüber Blut vergießen. Vernichten heißt doch nicht befreien — und so haben sie es versprochen. Sie scherzen — und wenn's anders käme — da müßte man ja wahrhaft an Gott verzweifeln —!"

Das etwa sprachen wir damals. Und redeten öfter noch miteinander an den beiden Tagen, die ich bei der müden und sorgenschweren Frau mit dem mütterlichen Wesen und bei dem fanatisch gläubigen Manne verbrachte. — —

Als ich Flers, nahezu ein Jahr später, wiedersah, stand auch vom Hause des Monsieur Matthieu kein Stein mehr auf dem anderen. Nicht einmal den Fleck, der es einst trug, hätte ich nennen können. Aber die englischen Feuer rasten Tag und Nacht auf den toten Schutt des gemordeten Dorfes ein. Ich habe mich nach dem Schicksale der Einwohner erkundigt. Sie waren, als die Sommeschlacht in diesen Abschnitt übergriff, tiefer ins Land hinein geschoben worden. Monsieur Matthieu — nein, den kannte man nicht — die Kampftruppe hatte seit jener Zeit wohl gewechselt, und für sie gab es nur eine täglich furchtbar-neue Gegenwart. Aber von einem Zivileinwohner wußten sie durch die mündliche Weitergabe seines merkwürdigen Geschickes. Der war damals, als sich die Engländer mit schweren Kalibern auf das Dorf einschossen und als die Leute eiligst fortgeschafft wurden, mit einer Art wie ein Narr davongestürzt. Einen armen Kruzifixus, der vor dem Ausgange des Dorfes auf Longueval zu stand, hat er zertrümmert und wollte weiter nach den Gräben vor. Mit Gewalt hat man den Kranken am Ende wegbringen müssen. —

Das ist meine Erinnerung an das befreite Dörfchen Flers.

Die Leistungen der Photographie im Kriege.

Vom Geh. Reg.-Rat **Dr. A. Miethe,** Professor an der technischen Hochschule, Berlin.

Als Arago vor nunmehr fast achtzig Jahren in der denkwürdigen Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften die große Entdeckung Daguerres bekanntgab, hat er mit weitschauendem Blick das fast unübersehbare Anwendungsgebiet, das sich der neuen Lichtbildkunst eröffnete, in markigen Strichen umrissen. Dem großen Forscher war es sofort klar, welche Bedeutung die Photographie für die Kulturmenschheit gewinnen würde. Aber trotzdem er bei seinen Betrachtungen darüber seiner Phantasie gewiß keine Zügel angelegt hat, mußte ihm doch die Zukunft der Lichtbildkunst nur zu einem Teil vorschweben.

Aber schon damals erörterte er die Wichtigkeit der Photographie für Krieg und Kriegsgeschichte und bedauerte, daß Napoleon bei seinem ägyptischen Feldzug nicht den wunderbaren Apparat mit sich führen konnte, dessen Auge jeden Eindruck festhält, und dessen Erzeugnisse als unvergängliche Quellen historischer Wahrheit gelten können.

In diesem Sinne hat die Photographie bereits im Deutsch-Französischen Krieg 1870-71 gewisse Leistungen aufzuweisen. Sie wurde auch damals schon hier und da für kriegstechnische Aufgaben benutzt, aber einen Faktor von größerer Bedeutung bildete sie nicht.

Die einzige photographische Leistung, die die Photographie in jenem Kriege zeitigen konnte, war ihr Dienst im Interesse der Taubenpost und der Nachrichtenvermittlung aus den belagerten Festungen, besonders aus Paris.

Wie anders ist dies im jetzigen Weltkrieg geworden! Heute ist die Photographie unter den überaus verfeinerten Methoden des militärischen Nachrichtenwesens mit die wichtigste. In Verbindung mit dem Flugzeug und dem Fesselballon, in Verbindung auch mit den trigonometrischen Messungen, die das Vorgelände und die Operationszone an das heimische Netz der Erdmessung anschließen, und damit als wichtiges Glied der artilleristischen Vorbereitung spielt sie eine geradezu überragende Rolle. Hauptsächlich das Flugzeug und der Fesselballon ermöglichen eine weitgehende Verwendung der photographischen Rekognoszierung. Die Photographie vom Erdboden aus erschließt immer nur einen kleinen Teil des Vorgeländes. Selbst unter günstigen Bedingungen im welligen oder gebirgigen Terrain sind für die Kamera an der Erdoberfläche immer nur kleine Teile des Vorgeländes zugänglich. Gerade die Deckungen, die Teile der Erdoberfläche hinter den Höhenzügen, hinter Wäldern und Gebäuden werden durch vorgelagerte Terrainfalten dem Blick der photographischen Kamera entzogen. Erst dadurch, daß wir ihren Standort bis in solche Höhen tragen, daß sowohl der Blick senkrecht nach unten als auch in der Richtung des Feindes von Ueberschneidungen frei wird, gewinnt die photographische Aufnahme ihre unvergleichliche Bedeutung als Erkundungsmittel.

Daß sie aber imstande sind, vom rasend schnell durch den Raum jagenden Flugzeug oder vom schwankenden Fesselballon aus diese Aufgabe zu erfüllen, dankt sie den Errungenschaften der letzten dreißig Jahre.

Es lohnt, einmal einen Blick auf diejenigen technischen Fortschritte zu werfen, die die Photographie auf die heutige Stufe der Leistungsfähigkeit gebracht haben.

Die Vorbedingung ist die moderne photographische Platte, deren stete Bereitschaft und Lichtempfindlichkeit ihre Anwendung von jenen im Raume schnell bewegten Standpunkten ermöglicht. Zur Zeit Daguerres nannte man eine photographische Aufnahme ein Momentbild, wenn die Belichtungszeit ein bis zwei Minuten betrug. Das sogenannte nasse Verfahren der siebziger Jahre erforderte zur Erzeugung eines Bildes unter den günstigsten Umständen einige Sekunden, und heute pflegen wir vom Flugzeug aus nur unter besonders ungünstigen Umständen eine Belichtungszeit anzuwenden, die über das Hundertstel der Sekunde hinausgeht. Das ist aber nicht bloß ein Fortschritt, der der größeren Empfindlichkeit unserer modernen Platten zuzuschreiben ist, sondern der vor allen Dingen auch der überragenden Lichtstärke unserer modernen Objektive verdankt wird.

Es läßt sich im Rahmen dieser kurzen Betrachtung nicht einmal andeutungsweise klarstellen, welch unübersehbarer Aufwand an geistigem Scharfsinn, unermüdlicher Arbeitstreue und kleinen, stufenweisen Fortschritten notwendig war, ehe das moderne photographische Objektiv entstand, das in seiner unvergleichlichen Vollendung vielleicht eins der beredtesten Beispiele deutscher naturwissenschaftlicher Methodik darstellt. Eine moderne photographische Aufnahme aus der Höhe von mehreren tausend Metern aufgenommen und nach dem Original so weit vergrößert, daß die kleinsten, durch die Schärfe der Linse wiedergegebenen Einzelheiten alle lesbar geworden sind, übertrifft die feinste Flurkarte nicht nur an Genauigkeit, sondern an Massenhaftigkeit der dargestellten Einzelheiten. Sie besitzt der Karte gegenüber den unendlichen Vorteil, im Moment ihrer Aufnahme alles das wiederzugeben, was an Veränderungen des Terrains bis dahin zur Tat geworden war und die schematischen Signaturen der Karte, die im allgemeinen den kriegstechnischen Aufgaben in ihren Einzelheiten nicht entsprechen, durch eine bildmäßige Darstellung des Geländes zu ersetzen, deren Lesbarkeit für den Eingeweihten ganz anders und viel vollständiger ist, als die beste Karte es sein könnte.

Daß aber die Photographie in ihrer modernen Gestaltung hierzu befähigt ist, verdankt sie einem anderen Fortschritt, der vom Laien gewöhnlich nicht genügend gewürdigt wird. Es ist dies die Farbenempfindlichkeit der modernen Platte. Ein deutscher Forscher, H. W. Vogel, war es, der, den Bedürfnissen seiner Zeit weit vorauseilend, die grundlegende Entdeckung machte, daß es möglich sei, die photographische Platte auch für die optisch hellen Farben grün, gelb und rot empfindlich zu machen. Die Entdeckung wurde fast ein Menschenalter lang wenigen Spezialzwecken dienstbar gemacht, aber ihre Früchte sind es, die die heutige Photographie erst zu ihren Leistungen befähigten. Die photographische Aufnahme entfernter Gegenstände ist nur dann möglich, wenn es gelingt, jenen bläulichen Schleier photographisch unwirksam zu machen, der durch die sogenannte Luftperspektive die Ferne überlagert. Die gewöhnliche photographische Platte bildet nur diesen Luftschleier ab, viel dichter, viel undurchdringlicher, als er dem menschlichen Auge erscheint. Dies rührt eben davon her, daß die alte photographische Platte gerade für jene Lichtarten empfindlich ist, die die Luftperspektive zwischen uns und dem Gegenstand unseres fernen Interesses verstreut. Ebenso wie die Röntgenstrahlen durch das undurchsichtige Bindegewebe, durch Adern, Sehnen und Muskeln hindurch das Geschoß im zersplitterten Knochen zu erkennen und abzubilden gestatten, so ist auch die farbenempfindliche Platte imstande, jenen schimmernden Luftschleier zu durchdringen, der sich zwischen uns und der Ferne mehr oder minder dicht breitet. Es ist bemerkenswert, daß es gerade englische und französische Forscher gewesen sind, die die Richtigkeit und Bedeutung der Vogelschen Entdeckung jahrzehntelang oft in erbitterten Fehden ableugneten, und daß die englisch-französische photographische Technik nur langsam und widerwillig die Wege wanderte, die ihr von deutscher Forscherarbeit gebrochen waren.

Wenn wir die Photographie unzweifelhaft als eine französische Entdeckung anerkennen müssen, so können wir mit Recht darauf stolz sein, daß an ihrer Vervollkommnung gerade in der Richtung, in der sie heute ihre kriegstechnische Bedeutung gewonnen hat, deutscher Forschergeist und Forscherfleiß entscheidend mitgearbeitet haben.

Die farbenempfindliche Platte zieht aber nicht nur den Schleier von den Bildern entfernter Gegenstände fort, sondern sie gewährt uns auch dadurch, daß sie die einzelnen Farben und Helligkeiten viel besser differenziert, einen Einblick in die Einzelheiten, die uns die gewöhnliche photographische Aufnahme nicht bringen könnte.

Schließlich die Beantwortung einer Frage, die wohl manchem Leser auf den Lippen schwebt; man hat in den letzten Jahren so viel von der Farbenphotographie gesprochen, man hat gesehen, daß das lang umstrittene Problem mehr als eine Lösung gefunden hat. Erscheint es daher nicht berechtigt, die Frage aufzuwerfen: Kann die Farbenphotographie nicht auch für militärische Erkundungen Verwendung finden? Die Antwort auf diese Frage muß heute etwa folgendermaßen lauten: Die technische Möglichkeit, die Farbenphotographie für die militärische Erkundung zu benutzen, liegt tatsächlich in gewissem Ausmaß vor. Aber das Verfahren ist bis heute immer noch so verwickelt, seine richtige Ausführung so schwierig und die Benutzbarkeit an so zahlreiche, nicht immer gemeinsam vorhandene günstige Bedingungen geknüpft, daß man vorerst wohl an eine Verwendung für unseren Zweck nicht wird denken können. Dies ist aber andererseits nicht besonders bedauerlich; so schön und aussichtsreich die Resultate der Farbenphotographie heute schon sind, so wenig wichtig würde ihre militärische Verwendung sein. Die beste Farbenphotographie würde bei sonst technisch gleicher Vollendung an Lehrhaftigkeit eine sonstige militärische Photographie nur in einzelnen wenigen Fällen überragen. Die Schwarzphotographie ist fast immer ebenso lesbar wie das Farbenbild, und die Reize, die letzteres darbietet, haben für unsere vorschwebende Aufgabe keine besondere Bedeutung.